

Fast alle bleiben zu Hause

FRANKFURT. Auf der Weltkarte der Unesco zu den globalen Schulschließungen gibt es kaum noch weiße Flecken, in weniger als zehn Ländern sind die Schulen noch im ganzen Land offen. Die Corona-Krise betrifft also fast die ganze Welt. Doch bisher gibt es kaum internationale Studien dazu, wie sich die Bevölkerung in den Krisenländern verhält und wie sie die Regierungsmaßnahmen einschätzt.

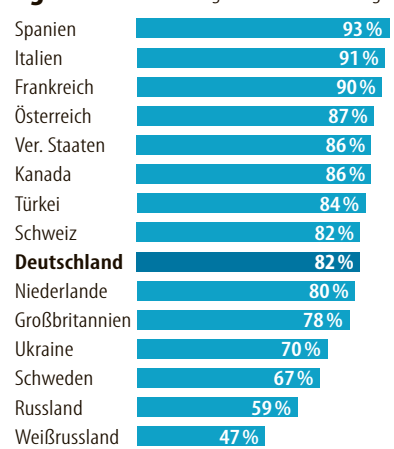
Eine internationale Umfrage unter mehr als 100 000 Teilnehmern liefert nun vergleichbare Daten. Sie wurde von Ökonomen und Psychologen unter anderem der Universitäten Cambridge, Harvard und Princeton vorgenommen. Die Ergebnisse liegen dieser Zeitung vorab vor. Für 15 Länder sind die Daten den Forschern zufolge repräsentativ, die meisten davon liegen in West- und Mitteleuropa, dazu kommen Amerika, Kanada, Russland, die Türkei, die Ukraine und Weißrussland.

In zehn Ländern schätzen die Befragten die Reaktion der Regierung besser ein als die der Bevölkerung. Vor allem in Österreich sind die Bürger mit der Regierung von Bundeskanzler Sebastian Kurz sehr zufrieden. Nur 15 Prozent der befragten Österreicher halten die Maßnahmen für unzureichend. Auch in Italien, Schweden und Deutschland sind weniger als zwei von fünf Befragten dieser Meinung. Mit ihren Mitmenschen gehen sie härter ins Gericht: Etwa jeder Zweite findet das Verhalten der Bevölkerung unzureichend. „Es gibt kaum ein Land, wo die Bürger sagen, dass die Regierung zu viel macht“, sagt Jon Jachimowicz, der an der Harvard Business School lehrt. „In fast allen Ländern sagen die Leute aber, dass die Bevölkerung nicht genug macht.“ In Frankreich und Spanien hält mehr als jeder Zweite die Regierungsmaßnahmen für unzureichend. In Großbritannien sind es drei von vier Befragten, in Weißrussland, Russland, Amerika und der Türkei sogar mehr als vier von fünf. Das Verhalten der Bürger sehen die Briten am kritischsten: Etwa sechs von sieben finden es unzureichend.

Allerdings weicht die Einschätzung des allgemeinen Verhaltens stark von den Ergebnissen ab, die sich aus den Angaben zum eigenen Verhalten ergeben. Die Empfehlungen, zu Hause zu bleiben, sich die Hände zu waschen oder Abstand zu halten, befolgen demnach in fast allen Ländern mehr als 80 Prozent der Befragten. Besonders gründlich sind eigenen Angaben zufolge die Österreicher, Kanadier, Franzosen, Spanier, Schweizer und sogar die Amerikaner. Die Deutschen liegen im Mittelfeld. Nachlässiger sind die Weißrussen, die Russen und auch die Schweden.

GUSTAV THEILE

„Ich bin letzte Woche zu Hause geblieben“



Abtreibungen in Texas ausgesetzt

LOS ANGELES. Ein amerikanisches Berufungsgericht hat die Anordnung des texanischen Gouverneurs Greg Abbott bestätigt, Schwangerschaftsabbrüche während der Corona-Pandemie vorerst zu untersagen. Der Republikaner hatte das Abtreibungsverbot in der vergangenen Woche per Dekret erlassen. Zur Begründung teilte er mit, alle „nicht wesentlichen“ Eingriffe zu verschieben, um medizinisches Material für Notfälle bereitzuhalten. Mit Hinweis auf eine Grundsatzentscheidung des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten aus dem Jahr 1973, die Schwangerschaftsabbrüche in allen Bundesstaaten erlaubt, hatten Abtreibungsbefürworter und Bürgerrechtsorganisationen daraufhin eine einstweilige Verfügung gegen Gouverneur Abbotts Anordnung beantragt. Erst am Montag hatte ein Bundesgericht das texanische Abtreibungsverbot wieder aufgehoben, das nun am Dienstag wieder durch das Berufungsgericht bestätigt wurde.



Abschied: Im Kinderhospiz Balthasar in Olpe hinterlassen Kinder und Jugendliche einen Hand- oder Fußabdruck zur Erinnerung.

Foto Ricardo Wiesinger

Das Leben geht weiter

In der Corona-Krise muss die Betreuung in Hospizen „neu gedacht“ werden. Was bedeutet das für Pfleger und Patienten?

Von Karin Truscheit, München

Am Ende des Gesprächs bittet Gregor Linnemann darum, diesen Text nicht mit dem klassischen „Brennende-Kerze“- oder „Gefaltete-Hände“-Bild zu illustrieren. Denn es sei nicht so, dass man generell „im Hospiz den ganzen Tag am Bett sitzt und Händchen hält“. Linnemann, der seit 16 Jahren das Johannes-Hospiz des Ordens der Barmherzigen Brüder in München leitet, meint damit: Das Leben geht weiter. Auch im Hospiz.

Was allerdings in der Corona-Krise nicht weitergeht, ist vieles, was das Wesen der Hospiz-Philosophie ausmacht. Vor allem die „Begleitkultur“, die intensive Einbeziehung von Partnern, Angehörigen und Freunden auf dem letzten Stück des Lebensweges der Schwerstkranken. Dass dieses Miteinander nun in weiten Teilen wegfallen, sagt Linnemann, sei nur „sehr, sehr schwer auszuhalten“. Zwar sind Hospize und Palliativstationen von den Besuchsverboten, die für Krankenhäuser gelten, ausgenommen, das „engste Angehörige“ als Besucher erlaubt sind.

Doch auch für diese Ausnahmen gibt es Einschränkungen: So galt für die Besuche zunächst, dass Besuche der „engsten Angehörigen“ nur in der „Sterbephase“, den „letzten Tagen“, zugelassen sind. Die

se Regelung wurde am Montag vom bayerischen Gesundheitsministerium nochmals konkretisiert: Empfohlen wird nun, nur dem „Hospiz-Gast nahestehende Menschen“ zuzulassen, Dauer der Besuche und Anzahl der Personen vorab mit dem Hospiz abzustimmen.

Diese Regeln erlauben also, die Spielräume etwas auszuweiten. Ohnehin ist für Linnemann der Begriff „Sterbephase“ Auslegungssache. „Die Patienten, die zu uns kommen, sind alle sterbend. Wann die akute Phase eintritt, ist schwer zu sagen. Das können Tage, aber auch Wochen sein. Wir entscheiden das jeden Tag neu.“ Man kann also eine Sterbephase als gegeben sehen und somit auch einen Besuch erlauben. So eröffnen sich „Nischen“ in der Ausnahme-situation. Doch es ist eine schwere Bürde für die Verantwortlichen. Einerseits wollen sie den Wünschen der Patienten und deren Liebsten entsprechen und versuchen, die Beschränkungen so elastisch auszulegen, wie es eben geht. Auf der anderen Seite tragen sie eine große Verantwortung für die Gesundheit aller Menschen, die in ihrem Haus leben und arbeiten. Das Virus darf nicht eingeschleppt werden. „Da wird man zum Pragmatiker“, sagt Linnemann. Von vielem müsse man sich erst mal verabschieden: „Von der Ideologie der Hospizbewegung, von der großen Emotionalität.“ Denn seine „Horrorvorstellung“ sieht so aus: „Niemand ist mehr da, um sich um die Patienten zu kümmern. Und die liegen dann einfach nur in ihren Betten.“ Wenn man sehe, was in Heimen in Würzburg oder Wolfsburg geschehen sei, „dann muss man das eben jetzt aushalten, alle Verbote und Beschränkungen“.

Das Johannes-Hospiz mit seinen zwölf Patienten ist daher zurzeit in der Palliativstation des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder untergebracht. Das dient als Präventivmaßnahme: Sollten plötzlich zu viele Pfleger ausfallen, wäre die Betreuung trotzdem sichergestellt. Linnemann trägt deshalb jetzt eine doppelte Verantwortung, wenn er darüber entscheidet, ob

er Angehörige – und damit potentielle Virusüberträger – zu seinen Patienten lässt: für das Hospiz und für ein ganzes Krankenhaus.

Es gibt allerdings Patienten und Angehörige, wie Linnemann erzählt, die jetzt „ganz froh sind, wenn sie auch mal ihre Ruhe haben“. Sterbegelächter zehrt an den Kräften. Doch viele leiden unter der Situation, sie fragen sich: „Sehen wir uns überhaupt noch mal wieder?“ Mancher Kontakt kann durch Skypen aufgefangen werden, oft bringen Verwandte Dinge bis ans Haus, die sich Patienten wünschen: den Lieblingsfilm, ein Fotoalbum, selbstgemalte Bilder, Süßigkeiten, Alkohol, Zigaretten. Ein Hospiz ist kein Krankenhaus, Verbote gibt es nicht, solange niemand gestört wird. Das Leben, das vorher gelebt wurde, soll weitergelebt werden.

Um das Leben weiterzuleben, so lange und so gut es geht, brauchen die Menschen weiterhin Unterstützung. Besonders zeigt sich das auch in den ambulanten Hospiz-Diensten für Kinder und Jugendliche. So ist es das Ziel der „Stiftung Ambulantes Kinderhospiz München“, dass das Team aus Ärzten, Pflegern, Sozialarbeitern und ehrenamtlichen Helfern jederzeit für die betroffenen Familien da ist. Rund 400 Familien werden jährlich betreut, die Kinder mit lebensbedrohlichen oder lebensverkürzenden Erkrankungen haben – vom Ungeborenen bis zum jungen Erwachsenen.

In Corona-Zeiten ist aber alles auf den Kopf gestellt. Die vielen ambulanten Dienste der Stiftung, die medizinische Betreuung, die psychologische und seelsorgerische Unterstützung, die Nachsorge, wenn ein Kind aus dem Krankenhaus kommt, können in der Regel nicht mehr zu Hause stattfinden. Nur in besonders schwierigen Fällen kommt weiterhin jemand vorbei, allerdings dann in kompletter Schutzkleidung. Die Familien haben große Angst, sich zu infizieren. Denn Covid-19 ist nicht nur eine „Alte-Leute-Krankheit“, sie könnte diese Familien mit ihren Hochrisikopatienten noch härter

treffen, als sie sowieso schon getroffen sind. Die Stiftung setzt daher auf Alternativen, damit die Dienste weiterlaufen.

Ein Beispiel schildert Christiane Schöeller, die Sprecherin der Stiftung: Ein Kind mit einer Lungenerkrankung wird über Monitor überwacht. Vergangene Woche hatte die Mutter Sorge, ob das Kind noch richtig atmet. Daraufhin schaute eine Mitarbeiterin der Stiftung per Video-Anruf, welche Werte am Monitor standen, wie regelmäßig die Atmung war. „Die Mutter konnte so beruhigt werden.“ Die Betreuung wird also „neu gedacht“: In Videos erklärt die Krankenschwester, wie man Verbände richtig wechselt, am Telefon wird den Kindern vorgelesen, Helfer kaufen für die Familien ein, backen Kuchen, die sie ebenso vor die Tür stellen wie Comics und Spielsachen. Und es wird „sehr, sehr viel telefoniert“.

Wenn in normalen Zeiten die Mitarbeiter vorbeikamen, um mit den kleinen Patienten und deren Geschwistern zu spielen, soll nun ein täglicher Newsletter mit Basteltipps, Rätseln und Rezepten die Kinder ablenken: Wie falte ich Osterreier aus Papier? Wie viel Schokolade braucht ein Puddinghase? Eine verstärkte Nachfrage erfährt auch „RUF 24“, der telefonische Kriseninterventionsdienst der Stiftung, der rund um die Uhr erreichbar ist. Hier rufen viele Betroffene an, die „psychisch am Anschlag sind“.

Vergangene Woche hatte eine verzweigte Familie Hilfe gesucht, deren Kind gerade bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Eine Mitarbeiterin fuhr sofort hin, um die Menschen psychisch zu stabilisieren, sie steht nun in ständigem Kontakt mit der Familie. „Gerade in solchen Situationen versuchen wir eigentlich, das soziale Umfeld zu mobilisieren, da es sehr wichtig ist, um die Menschen aufzufangen.“ Doch der enge Kontakt mit Nachbarn, Freunden, Verwandten fällt auf unbestimmte Zeit weg. Umso mehr will die Stiftung ihre Arbeit, die zu 70 Prozent aus Spenden finanziert wird, so intensiv wie möglich fortsetzen.

Vom Leibwächter zum Ladenhüter

Vor der Krise schützte eine Sicherheitsfirma reiche Kunden – jetzt Supermärkte. Von David Kampmann

Das Geschäftsmodell von Richard Sethmacher ist innerhalb von Wochen auf den Kopf gestellt worden. Zuvor war der Schutz oft gut betuchter Kunden sein Metier. Seit einigen Wochen beziehen seine Mitarbeiter vermehrt vor Supermärkten und Drogerien Stellung.

2003 gründete der heute 41 Jahre alte Franke die Sicherheitsfirma Custodia Concept International Security. „Ich wollte immer schon Leibwächter werden“, sagt er. Das Sicherheitsunternehmen mit Sitz im unterfränkischen Markttheidenfeld wuchs über die Jahre. Heute, sagt Sethmacher, steht es auf vier Säulen: dem Schutz von Personen im In- und Ausland, dem Limousinenservice mit gepanzerten Fahrzeugen, dem Schutz von Gebäuden und Läden und dem Schutz von Großveranstaltungen. Unter den Kunden Sethmachers sind seinen Angaben zufolge eine Vielzahl von Prinzen aus den arabischen Staaten der Golfregion. Sie hat er in den vergangenen Jahren in Europa und Übersee als Leibwächter begleitet oder ihren Schutz koordiniert.

Anfang März seien die Probleme für sein Unternehmen spürbar geworden. „Wir haben normalerweise immer mit Leuten zu tun, die in Bewegung sind“, sagt er. Jetzt sei aber niemand mehr in Bewegung. „Von unseren Kunden, die in Westeuropa einen zweiten Wohnsitz haben, sind so gut wie alle in ihre Heimatländer zurückgekehrt.“ Die Krise habe dann auch

die anderen Geschäftszweige seines Unternehmens erfasst. Der Objektschutz für Juwelierläden sei weggebrochen, als diese schließen mussten. Gleiches gelte für Luxusautos. Der Limousinenservice stehe völlig still. Großveranstaltungen gibt es vorerst nicht mehr.

Die neue Situation zwang ihn, sich umzustellen. Jetzt schützen er und seine Angestellten nicht mehr Personen oder Großveranstaltungen, sondern Supermärkte und Drogerien, vorwiegend in Franken. „Die sind auf uns zugekommen und haben gefragt, ob wir sie unterstützen können.“ Etwa dabei, die Sicherheitsabstände durchzusetzen oder Hamsterkäufe zu verhindern, in sozialen Brennpunktgebieten zum Einsatz gekommen.

Sethmachers Unternehmen ist kein Einzelfall. Der Bundesverband der Sicherheitswirtschaft (BDSW) mit Sitz in Bad Homburg gibt an, dass die Nachfrage von Supermärkten, Drogerien und Krankenhäusern nach Objektschutz stark gestiegen sei. Mehr als die Hälfte der 950 beim BDSW registrierten Sicherheitsunternehmen hätten angegeben, dass sie vorher noch nie eine solche Tätigkeit übernommen hätten. Ein Teil könne mit der neuen

Tätigkeit knapp über die Runden kommen. Mehr als 70 Prozent hätten allerdings angegeben, dass sie auch damit nicht alle Verluste ausgleichen könnten.

Die neuen Aufgaben sind auch für Sethmacher und seine Angestellten ungewohnt. „Unsere Hauptaufgabe ist es, den Einlass zu steuern.“ Die reine Präsenz reiche meistens schon, um die Menschen zu überzeugen. „Es ist etwas anderes, wenn ein Sicherheitsmann an die Vernehmung der Leute appelliert, als wenn ein Kassierer das tut.“ Das Verhalten der Kunden lobt Sethmacher. Sie seien in der Mehrheit vernünftig und befolgten die Anweisungen. Dies sei auch sein Eindruck bei Gesprächen, die er mit anderen aus der

Branche führe. „Die meisten Menschen verstehen den Ernst der Lage.“ Es gebe aber auch Ausnahmen. Manche Kunden hätten kein Verständnis dafür, dass nur eine begrenzte Zahl gleichzeitig das Geschäft betreten darf. Manche gingen auch nur in Supermärkte, um zu bummeln. „Als wollten sie unter einem Vorwand mal von zu Hause weg“, sagt Sethmacher.

Obwohl sie durch ihren Beruf trainiert sind, in Stresssituationen angemessen zu reagieren, seien seine Angestellten und er durch die neue Aufgabe auch mit neuen Ängsten konfrontiert. Eine davon sei, selbst im Dienst mit dem Coronavirus infiziert zu werden. „Uns geht es dabei wie Polizisten oder Rettungssanitätern. Wenn es zu einer Eskalation kommt, können wir keine Distanz halten und müssen zupacken.“ Sorgen bereiten ihm auch einzelne Sicherheitsleute, die willkürlich handeln und Kunden schikanieren. Diese seien in der Minderheit, könnten aber einen Imageschaden für alle verursachen. „Schwarze Schafe gibt es in jeder Branche.“

In die Zukunft blickt Sethmacher mit gemischten Gefühlen. „Das Honorar, das wir für das Bewachen der Supermärkte bekommen, ist natürlich niedriger. Es reicht gerade, um zu überleben.“ Am Ende überwiegt sein Optimismus aber doch: „Auf jede Krise folgt ein Neubeginn.“ Und dann kommen auch die Prinzen aus der Golfregion zurück.



Supermarkt in Berlin: Nur eine begrenzte Anzahl an Kunden darf rein. Foto dpa

„Nicht atmen zu können ist furchtbar“

ROM. Fausto Russo wurde vom Modellathleten zum Modellpatienten. Der Osteopath und Fitnesstrainer ist 38 Jahre alt, stammt aus Kalabrien, lebt in Latium südlich von Rom, ist verheiratet und hat zwei Kinder. In Interviews mit italienischen Medien hat er berichtet, dass er sein Leben lang praktisch nie krank und zuletzt ausgesprochen fit gewesen sei. Bis er sich mit Sars-CoV-2 infizierte und schwer an Covid-19 erkrankte. „Unterschätzt dieses Virus nicht!“, lautet seine Botschaft an jüngere Italiener, von denen sich viele für unverwundbar hielten.

Am 8. März wurde Russo mit akuter Atemnot ins Krankenhaus gebracht. Diagnose nach positivem Coronavirus-Test: atypische beidseitige Lungenerkrankung. Drei Tage zuvor hatte er plötzlich anhaltend hohes Fieber und trockenen Husten bekommen. Auf der Isolierstation wurde er „subintensiv“ behandelt, musste nicht ins künstliche Koma versetzt und intubiert werden. Die Ärzte schnallten ihm eine Plastikhaube auf die Schultern, in welche unter Druck Sauerstoff zugeführt wird. Das Atmen sei ihm damit leichter gefallen, er habe sich aber weiter kurzatmig gefühlt. Nach sechs Tagen und Nächten wurde ihm die Haube abgenommen, und er wurde über einen Nasenschlauch mit zusätzlichem Sauerstoff versorgt.

Eine wesentliche Verbesserung seines Zustands habe erst die probeweise Verabreichung des Medikaments Tocilizumab bewirkt, das zur Behandlung von arthritischen Rheuma eingesetzt wird. Innerhalb von 48 Stunden habe er sich von seiner anhaltenden Mattigkeit erholt. Für seine Ärzte ist der erfolgreiche Verlauf der experimentellen Tocilizumab-Therapie am „Modellpatienten“ Russo vielversprechend. Das Medikament soll bei der Behandlung anderer Covid-19-Patienten weiter erprobt werden.

Noch muss Russo auf die Entlassung aus der Klinik warten. Der Test vom Montag war noch immer nicht negativ. Erst nach zwei negativen Tests gilt ein Covid-19-Patient als geheilt. „Nicht atmen zu können ist ein furchtbares Gefühl.“ Er habe keinerlei Vorerkrankungen gehabt, habe gesund gelebt und sei in sehr guter körperlicher Verfassung gewesen. „Also bleibt zu Hause! Eine Umarmung an alle. Danke und alles Gute.“ MATTHIAS RÜB

Kurze Meldungen

Fler gibt klein bei

Der Rapper Fler nimmt mal wieder ein Lied neu auf. Nach Rassismuskorrekturen und Drohungen von Rockern kündigte der Berliner am Mittwoch an, eine Strophe neu zu schreiben, in der er den schwarzen Rapper Jallil als „Slave“, also Sklave, bezeichnet hatte. Die rassistische Beleidigung hatte Fler in einem Interview zunächst noch verteidigt. Daraufhin hatte der Rapper Manuellsen, der selbst schwarz ist und gute Verbindungen zu den Hells Angels hat, auf Instagram ein Video veröffentlicht, in dem mehrere Rocker Fler beschimpfen, ihn zum Kampf auffordern und ihm verbieten, in Zukunft Nordrhein-Westfalen oder Frankfurt zu betreten. Das Berliner Landeskriminalamt nahm entsprechende Drohungen aus den Reihen der Hells Angels gegen Fler laut der „Bild“-Zeitung so ernst, dass Gefährder- und Gefährdetenanfragen durchgeföhrt wurden. Fler teilte auf Instagram einen Beitrag, in dem ein Fan schrieb, dass solche Ansprachen nicht freiwillig erfolgten und „noch lange keine Aussage“ seien. Der Rapper kritisiert immer wieder seinen früheren Weggefährten Bushido, weil der sich von der Polizei sei mehr als einem Jahr vor einem kriminellen Clan beschützen lässt. Ein Lied, in dem er Bushido und dessen Frau beleidigt hatte, musste Fler nach einem Gerichts Urteil zuletzt neu aufnehmen. sede.

Lohan kommt zurück

Lindsay Lohan plant mal wieder ein Comeback. Nach mehreren Versuchen, den ersten Schritten zur Musikkarriere vor mehr als 15 Jahren weiter folgen zu lassen, kündigte die New Yorkerin jetzt via Twitter eine neue Single an. Titel und Erscheinungsdatum behielt Lohan vorerst für sich. Schon im vergangenen Herbst hatte sie einem australischen Radiosender ein paar Takte ihres Titels „Xanax“ zukommen lassen, der aber nie veröffentlicht wurde. Die bis dahin letzte Produktion, die Single „Bossy“, lag damals bereits elf Jahre zurück. Nach eher wilden Jahren mit Drogenexzessen, Ladendiebstahl und Alkoholfahrten, die in Entzugskliniken und hinter Gittern endeten, hatte es den früheren Kinderstar („The Parent Trap – Ein Zwilling kommt selten allein“) vor sechs Jahren von Hollywood nach Europa gezogen. In Griechenland betreibt die Dreißenddreißjährige mehrere Nachtclubs. ceh.